

dtv

»Mein Vater hinterließ mir eine Nickelbrille, eine goldene Taschenuhr und ein Notizbuch ...« Peter Härtling ist zwölf Jahre alt, als sein Vater, der Anwalt, im Gefangenenlager einen sinnlosen Tod stirbt. »Es ist weder ein wehleidiges noch ein mitleidiges Porträt, das Vaterbild Härtlings. Es ist ein im Verlaufe der Erzählung immer menschlicher und feiner herauskommendes Bild: eine Skizze, die sich mit verschiedenen Strichen nach und nach zu diesem heikel-schönen und ruhigen Bild sammelt, das sich jetzt der Sohn, älter als der Vater, von diesem machen kann.« (Karl Krolow)

Peter Härtling, geboren am 13. November 1933 in Chemnitz, Gymnasium in Nürtingen bis 1952. Danach journalistische Tätigkeit; von 1955 bis 1962 Redakteur bei der ›Deutschen Zeitung‹, von 1962 bis 1970 Mitherausgeber der Zeitschrift ›Der Monat‹, von 1967 bis 1968 Cheflektor und danach bis Ende 1973 Geschäftsführer des S. Fischer Verlages. Seit Anfang 1974 freier Schriftsteller.

Peter Härtling
Nachgetragene Liebe

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe
Oktober 1993
10. Auflage Februar 2005
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

© 1995 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Erstveröffentlichung: Darmstadt/Neuwied 1980
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: »Im Café« (1978) von Georg Eisler
Satz: Ebner Ulm
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 3-423-11827-X

Für meine Kinder

In der Luft, da bleibt deine Wurzel, da,
in der Luft.

Paul Celan

Mein Vater hinterließ mir eine Nickelbrille, eine goldene Taschenuhr und ein Notizbuch, das er aus grauem Papier gefaltet und in das er nichts eingetragen hatte als ein Gedicht Eichendorffs, ein paar bissige Bemerkungen Nestroys und die Adressen von zwei mir Unbekannten. Er hinterließ mich mit einer Geschichte, die ich seit dreißig Jahren nicht zu Ende schreiben kann. Ich habe über ihn geschrieben, doch nie von ihm sprechen können.

Ich bin fünf und aufgebrochen zu einer großen Reise. Ich habe ein Ziel, wie ich es von den Erwachsenen kenne, die verreisen und schon wissen, wo sie ankommen werden. Sonst, wenn ich mit dem Dreirad unterwegs bin, folge ich Geräuschen, entdecke Gärten, Wege und Höfe, lasse mich von einem streunenden Hund führen und vergesse manchmal mein Vehikel, zwänge mich durch eine Hecke oder klettere über einen Zaun, um einen Truthahn zu reizen oder ein angepflocktes Lamm im Kreis zu treiben. Jetzt weiß ich, wohin ich will: Mit dem Dreirad nach Burgstädt, auf der Straße, die an unserem Haus vorbeiführt und von Pappeln gesäumt ist, die, so weit ich sehen kann und sie schon ausprobiert habe, gerade wie ein Lineal auf Burgstädt zeigt, das bei klarem Wetter am Horizont sichtbar wird, vielleicht auch nur, weil ich weiß, daß es dort sein soll, wie ein Name, den Tante Ella, die sich überall auskennt, an den Himmelsrand gesteckt hat. Ich Sorge vor, stopfe eine Semmel und einen Apfel in die Provianttasche, hänge sie mir um und fahre

mit dem Dreirad los. Kein Ruf hält mich auf. Mutter ist nicht da.

Es ist heiß. Die Straße wird zur Straße, wirft Buckel gegen die Räder, droht mit Löchern und Rinnen, wehrt sich mit Staub, kein leuchtendes Band mehr, sondern eine kahle, schrundige Landschaft, viel zu breit und immer zu nah. Der Staub verklebt die Nase, kitzelt im Hals. Wenn ein Auto mich überholt, halte ich an, stehe auf, hebe das Dreirad zwischen den gespreizten Beinen, weiche mit ein paar Schritten bis an den Rand des Straßengrabens aus, kneife die Augen, presse die Lippen zu, und wenn ich wieder atme, bäckt sich der Staub am Gaumen fest. Er schmeckt nicht nach Erde und nicht nach Luft. Ich schaue zu den Wipfeln der Pappeln hoch, wo der Wind die Blätter rauft, und wundere mich, daß hier unten sich nichts bewegt, der Wind nicht überall ist.

Bis zu der Abzweigung zum Gutshof und dem Ententeich in der Mulde sind wir an einem Sonntag zu Fuß gegangen, und es war mir schon zuviel gewesen. Hier könnte ich noch umkehren und auf der andern Straßenseite heimfahren.

Ich muß mich beeilen. Sonst komme ich zu spät und kann Vater nicht überraschen. Wenn er zum Gericht in Burgstädt fährt, holt er den Mantel aus dem Schrank, die Robe, die er nur einmal, zum Spaß, für mich angezogen und sich in einen schwarzen, faltigen Turm verwandelt hat, und sagt: Ich muß heute aufs Gericht. Ich stelle mir das Gericht vor als ein vieleckiges Haus, an dem zahllose Türme und Türmchen kle-

ben, die Mauern voller Zierat, mit steinernen Bändern und Schleifen. Es steht auf einem großen Platz und flößt Furcht und Schrecken ein.

Ich bin fünf. Ich bin mit meinem Dreirad unterwegs zwischen Hartmannsdorf und Burgstädt, doch meine Phantasie traut sich die Ferne nicht mehr zu. Ich will gestreichelt und umarmt werden.

Ich höre das Auto, die Hupe stößt mich in den Rücken, scheucht mich an den Rand.

Meistens trug er graue Anzüge, wattierte Zweireiher, die seine Schultern auseinanderzogen, ihn noch schwerer erscheinen ließen, als er war. In einem grauen Anzug steigt er aus dem Auto, richtet sich auf, geht auf das Kind zu, das sich über den Lenker beugt, kein Wort über die Lippen bringt, packt es wie ein Karnickel, reißt es hoch, schleppt es, zusammen mit dem Dreirad, zum Wagen. Beides verstaute er im Fond, setzt sich neben den Fahrer, sagt kein Wort, schüttelt nicht den Kopf, murmelt nichts, schimpft nicht.

Als der Wagen vor dem Haus anhält, wendet er sich endlich um. Sein Gesicht ist noch größer und runder als sonst. Er sagt: Steig aus und entschuldige dich bei deiner Mutter. Er kehrt dem Kind schon wieder den Rücken zu, eine graue, vorwurfsvolle Falte unter dem braunen Nacken und dem schwarzen, glattgekämmten Haar.

Ich kann mir deine stumme Strenge nicht erklären, Vater. Warum hast du mich nicht ausgeschimpft? Warum hast du deinen Zorn nicht gezeigt oder die

Freude, mich gefunden zu haben? Warum hast du nicht gesagt: Mutter und ich, wir haben uns sehr um dich gesorgt, und nicht gefragt: Wo wolltest du denn mit deinem Dreirad hin? Warum hast du damals dein Schweigen begonnen und es so gut wie nie gebrochen?

1932 hatte sich mein Vater, nach Studienjahren in Prag und Leipzig, in Chemnitz als Anwalt niedergelassen. Er war 26 Jahre alt. Im gleichen Jahr heiratete er die um fünf Jahre jüngere Erika Häntzschel, die Tochter eines heruntergekommenen Dresdner Kosmetikfabrikanten. Seine Eltern betrachteten die Verbindung als Mesalliance, denn sie setzten selbst im Unglück eine gewisse Gediegenheit voraus und hatten kein Verständnis für eine die Armut ignorierende, leichtfertige Bohème. Der Vater meines Vaters hatte sich als Indigo-Färber durchgesetzt und zwei Jahrzehnte lang in Brünn eine Fabrik geleitet. 1930 waren die Großeltern nach Hartmannsdorf bei Chemnitz gezogen und dorthin verlegte mein Vater sein Büro. 1933 kam ich zur Welt, 1936 meine Schwester Lore. Zwischen meiner Geburt und dem Tod meines Vaters lagen zwölf Jahre. Es blieb uns wenig Zeit.

Der Weg von daheim zur Wohnung der Großeltern ist reich an Ablenkungen. Nie wieder haben so viele Zäune so viele Gärten umschlossen, weiße, grüne, schwarze Zäune aus Latten oder geschmiedetem Eisen. Dazu niedrige, bauchhohe Mäuerchen, oder

Mauern, so hoch wie zwei Männer und gespickt mit grünen Flaschensplittern. Jeder Garten wehrt sich und schließt mich aus.

In der Bäckerei kaufe ich mir öfter für fünf Pfennig Kuchenränder. Ich wähle sie mit Bedacht. Die dunklen, verkrusteten schmecken bitter und sind den Fünfer nicht wert. Im Bonbonladen an der Ecke bestaune ich die mächtigen Glasballons, in denen sich die Zuckerware zu verrückten Farbmustern mischt.

Wahrscheinlich trödle ich so, weil ich mich vor der düsteren Wohnung der Großeltern ängstige, dem fensterlosen Korridor und den Schränken, den vielen Schränken.

Vater mauert sich mit Schränken ein. Allein in seinem Büro stehen vier oder fünf; auf dem Gang noch einmal drei. Die Schränke türmen sich neben ihm auf, schwarz und dunkelbraun, Ungetüme mit Glastüren, hinter denen sich Bücher reihen, oder Kästen mit schmückenden Aufsätzen wie Kronen, wulstigen Leisten und Streben. Schränke wie Häuser, in denen Aktenstapel, immer mürber werdend, ungelesen bleiben, Schränke, in denen es nach vergossenem Cognac riecht und die, wenn man genau hinhörte, ächzen, knirschen, rumpeln. Vater lebt mit ihnen, obwohl er sie kaum einmal öffnet. Er scheint ihnen verwandt, aus einem dunklen Holz wie sie. Unsere Familie stammt eigentlich aus Ungarn, sagte er einmal; auch das war für mich ein Schrankwort; zu schwarz, zu schwarz.

Ich öffne die Tür zu seinem Büro. Die Messingklinke

liegt hoch, läßt sich schwer niederdrücken. Wenn ich sie angefaßt habe, riechen meine Hände nach Sidol. Vater sitzt hinterm Schreibtisch, in einer dauernden Dämmerung, die Schränke umgeben ihn wie Wächter. Ich sehe ihn und mich reden, doch ohne Stimme. Kommst du mich besuchen?

So fragt er immer, nie beginnt er das Gespräch anders:

Kommst du mich besuchen?

Ja.

Willst du ein wenig bei mir spielen?

Ja.

Aber nachher kommen Leute. Da mußt du gehen.

Ja.

Ich bring dich zum Großpapa. Du kannst ihm bei seinen Kakteen helfen.

Ja.

Vor das Fenster ist ein niedriger, runder Tisch gerückt, auf dessen Platte, in hellem Holz eingelegt, magere Pferdchen mit ihren Reitern von Rand zu Rand traben. Obwohl nie jemand daran saß und Pfeife oder Zigaretten rauchte, wird er Rauchtisch genannt. Er ist mein Spieltisch. An ihm habe ich, auf einem zu hohen, gepolsterten Stuhl, Platz zu nehmen und darauf zu warten, was mein Vater mir vorlegt: Papier und säuberlich gespitzte Bleistifte zum Malen oder einen der Bände des Großen Meyer, in denen ich nach Bildern suche. Einmal fand ich eines, das sich sogar verwandelte, ein Schichtbild. Ich konnte den abgebildeten Menschen aufblättern, was mir nicht ge-

heuer war, denn die Bilder, deren Farben scheußlich leuchteten, waren mir sicher verboten. Ein Nackter zog sich aus. Er streifte, blätterte ich um, zuerst die Haut ab, und ich schaute auf ein Gewirk von blauen und roten Schläuchen, darunter öffneten sich dunkelrote Räume, in denen Säcke hingen, und blätterte man diese Seite des Mannes weg, stand er als Gerippe da. Wahrscheinlich ist Vater aufgefallen, wie ruhig und andächtig ich über dem Buch sitze. Er schaut mir über den Kopf, erklärt nichts, reißt das Lexikon vom Tisch, schlägt es mit einem Knall zu, bringt es zum Bücherschrank, schließt es ein, zerzt mich vom Stuhl und schiebt mich mit einer Geste traurigen Widerwillens vor sich her, über die hohe lackierte Schwelle, den Korridor entlang, faßt mich hart an den Schultern und stellt mich in die Nische zwischen zwei Schränken, befiehlt mir dort zu warten, bis Großvater mich hole.

Du rührst dich nicht vom Fleck!

Er hat vergessen, daß er mich mit einer solchen Verbannung nicht strafen kann. Selbst wenn keine Lampe brennt und kein offener Türspalt einen Lichtbalken wirft, kenne ich mich im Korridor aus. Ich kann in der Finsternis umhergehen, ohne anzustoßen. Sie ist weich, warm und schützt mich. Ich habe sie mir angeeignet, mit einer Gefahr ausgetauscht. Mutter hatte mir die Zuflucht erlaubt, als sie meiner Furcht nicht mehr Herr wurde, dieser Unruhe, die mit Fingern nach einem faßt, der wirbelnden Luft, die auf der Brust lastet. Mutter weiß sogar eine Erklärung für

meine Zustände. Gleich wird ein Gewitter niedergehen, sagt sie, und das Kind reagiert empfindlich. Er benimmt sich wie ein Waschlapfen.

Du hast mit diesem Wort zugeschlagen, es mir um den Kopf geklatscht, ein niederträchtiges, demütigendes Wort. Du hast meine Angst nicht ernstgenommen. Was hast du unter Mut verstanden, gerade du, der du uns mit Mutlosigkeit überschwemmen konntest?

Dein Lieblingsmärchen war das vom Froschkönig. Du hast es mir manchmal in einer merkwürdigen Verkürzung erzählt. Daß der Prinz zum Frosch verzaubert und von der Prinzessin erlöst wird, war dir nicht wichtig. Alle deine Aufmerksamkeit galt dem treuen Heinrich, dem sich die Ringe um die Brust legten, drei Ringe, als der Prinz im Brunnen saß und »eine Flettsche wast«.

Vater saß am Bettrand, die Hände auf den Knien, und ich wußte, gleich würde er die Augen schließen. Sein Gesicht würde sanft werden, sobald er Heinrich sein durfte. Mit erhobener Stimme ließ er den Prinzen fragen: Heinrich, der Wagen bricht?

In meinem Märchenbuch war diese Szene abgebildet. In einer schnörkeligen, sehr kleinen Kutsche, die von einem Rappen und einem Schimmel gezogen wurde, sitzen der Prinz und die Prinzessin. Ihre winzigen Körper schweben über dem Fensterrand. Im Rücken der Kutsche, auf einer Art Trittbrett, steht Heinrich und hält die Zügel. Er trägt eine weiße, vom Fahrt-

wind gebauschte Bluse, schwarze Kniehosen und Lackschuhe mit Schnallen. Ich wundere mich, daß die Reifen um die Brust nicht zu sehen sind. Ich habe sie mir vorgestellt wie die schwarzen Eisenbänder, die ein Faß zusammenhalten. Vielleicht sind sie doch unsichtbar? Nur, wie können sie dann mit einem solchen Krach bersten?

Vater verwandelte sich in den treuen Heinrich. Er richtete sich auf, lächelte, legte die Hand aufs Herz, und mit einer Stimme, deren Klage mich jedes Mal von neuem ergriff, antwortete er: Nein, Herr, der Wagen nicht! / Es ist ein Band von meinem Herzen, / Das da lag in großen Schmerzen, / Als ihr in dem Brunnen saßt, / Als ihr eine Fletsche wast.

Du hast dieses Märchen nicht fortgeführt, Vater. Mir traustest du nicht zu, der treue Heinrich zu sein, und den Prinzen hast du verachtet. Wahrscheinlich hast du in den paar Jahren unsres gemeinsamen Lebens auf seine und deine Erlösung gewartet, habe ich nur den Heinrich gekannt, dem die Bänder die Brust so sehr schnürten, daß er, um sich und die andern zu schonen, jedes sprengende Gefühl mied.

Tante Ella erzählte Märchen anders, scherte sich kaum um den Eigenwillen der Figuren, brachte durcheinander, mischte Schneewittchen mit Schneeweißchen, das Bübchen aus dem Fundevogel mit dem Hänsel. Hexen oder Zauberer ließ sie ohnedies willkürlich erscheinen, während sie mit guten Feen auffallend sparte. Tante Ella lebte in Tetschen-Boden-

bach. Als ich mit einer Sepsis wochenlang im Bett lag, war sie gekommen, mich zu unterhalten und zu pflegen. Davor und danach spielte sie in den Gesprächen meiner Eltern keine Rolle. Womöglich war sie selber ein Märchengeist, der nur dann in einen Altweiberleib fuhr, wenn ein Kind fieberte und phantasierte. Mutter hatte mit ihrer Hilfe mein Bett aus dem Kinderzimmer in eine schmale Kammer transportiert, die unmittelbar an das elterliche Schlafzimmer grenzte und in der sonst Gerümpel verstaut wurde. Das Fenster war mit einer Decke verhängt. Das Licht brannte in meinen Augen und ich nahm alle, die an mein Bett traten, sich über mich beugten, nur als Schatten wahr. Tante Ellas Schatten wurde von Tag zu Tag deutlicher, ich sah, daß sie klein und hager war, ihr knolliges Gesicht ungestüm schminkte und wuscheliges rotes Haar hatte. Es sei, belehrte mich Mutter nach Tante Ellas Abreise, mit Henna gefärbt. Für mich blieb es, wenn auch gefärbt, echt; so echt, wie die Maske, die sie sich mit Cremes, Puder und verschiedenen Stiften aufs Gesicht auftrug.

Sie sprach tief wie ein Mann. Ihre Stimme redete mich in den Schlaf, kühlte mich, wenn ich fieberte, und wärmte mich, wenn ich fror.

Tante Ella verknäulte alle Märchen und Sagen zu einer endlosen Geschichte, die sie in regelmäßigen Abständen mit »NuNuNu« unterbrach, einem sinnlosen Refrain, den ich genoß: ich glitt in das U hinein wie in einen Tunnel.

Manchmal hörte ihr auch Mutter zu. Sie setzte sich

auf den Bettrand, fuhr mit der Hand unter meinen Rücken, ließ sie dort liegen, als wolle sie mich tragen. Ich bin an einem Geräusch aufgewacht, das ich nicht mehr höre, das schon von meinem Schlaf bewahrt wird. Aber ich habe die Erinnerung an ein Schluchzen. Ich setze mich auf, die Dunkelheit gibt meinen erschrockenen Blicken nicht nach. Ich höre Vater und Mutter nebenan reden. Sie reden nicht wie sonst. Vater murmelt in einem fort, ohne die Stimme zu heben. Mutter hingegen lispelt Wörter, die es nicht gibt. Mit einem Mal werden die beiden lauter, heftiger, scheinen miteinander zu kämpfen. Vaters Kraft und Schwere ist Mutter bestimmt nicht gewachsen. Sie ist zwar wendig, aber viel zu klein. Ich will aus dem Bett steigen, wenigstens bis zur Tür gehen, um Mutter, wenn Vater nicht nachgeben sollte, beizustehen. Da senkt sich Tante Ellas Arm wie eine Schranke vor meine Brust. Leg dich hin, flüstert sie. Pscht! Sei leis. Auf dem Rücken liegend kann ich die Geräusche hinter der Tür noch besser hören. Tante Ella sitzt regungslos auf dem Stuhl neben dem Bett. Sie hält meine Hand und streichelt sie. Vater schweigt jetzt, während Mutter spricht, sich ständig widerspricht, einmal mit einem »Nichtnicht!« sich wehrt und böse ist und gleich darauf mit einem hastigen »Jaja!« zustimmt. Was ist das für ein Kampf, der so schlimm und so schön in einem sein kann? Plötzlich sind sie still. Nicht ganz. Manchmal seufzen sie und das Spiel vergnügt sie nun so, daß sie miteinander im Bett hüpfen und ich laut auflachen könnte vor Verlegenheit.

Auf Mutters Schrei war ich nicht gefaßt. Tante Ella rettete mich. Sie preßte einen Augenblick meine Hand, kniete neben dem Bett nieder, legte ihren Kopf neben den meinen und flüsterte mir ins Ohr: Reg dich nicht auf, Bub. Sie haben sich gern. Sie haben sich lieb gehabt. Verstehst du. Sie haben sich lieb gehabt. Die Liebe ist schön und tut auch weh. Verstehst du. Deine Eltern haben sich lieb gehabt.

Sie flüsterte mein Ohr heiß und redete mich in den Schlaf.

Wir haben uns nie als Männer unterhalten, nie unsere Erinnerungen messen, tauschen können. Ich hab dir nie sagen können: Weißt du, das Kind. Das Damals zwischen uns fehlte. Ich habe immer nur zu dir aufgesehen, mein Blick wuchs nicht auf deine Höhe. Nun, wenn ich dich zurückrufe, wenn du nach langer Zeit wieder in meine Träume trittst, Gestalt annimmst, fühle ich eine sonderbare Mischung von kindlichem Trotz und erwachsener Überlegenheit: Ich beuge mich über deinen Schatten. Es erstaunt mich, daß ich mittlerweile um sechs Jahre älter bin, als du werden konntest. Ich habe mehr Zeit gesammelt als du, ich bin dir, ohne Zutun und zufällig, überlegen. Du hast manches nicht lernen können; manches hättest du nicht lernen wollen. Du hieltest dich an andere Wörter, Begriffe. Strafe war so ein Wort. Eine deiner Strafen war schlimmer als alle anderen. Ich habe sie dir nachgetragen, bis heute. So genau, Vater, sind Wörter: nachgetragen.

Die Mundharmonika kostete eine Mark zwanzig. Sie war genauso klein wie die des Clowns.

Wir waren sonntags in Limbach spazierengegangen, mit dem Ruderboot auf dem Teich gefahren, wir hatten in einem Café Schokolade getrunken, und meine Schwester sagte: Ich will aber zur Musik. Wir folgten ihrem Wunsch, liefen der Musik nach, einem auf einem Saxophon geblasenen traurigen Lied, und entdeckten ein schäbiges, auf den Seiten zur Hälfte offenes Zelt, in dem auf Bänken ein paar Leute hockten und einem Herrn im Frack zuschauten, der einen Apfelschimmel mit knallender Peitsche durch die Manege trieb. Wir setzten uns. Vater, ungewohnt heiter, nahm meine Schwester auf den Schoß und ich drückte mich zwischen ihn und Mutter. Während ich schreibe, fühle ich die Wärme ihrer Körper wieder. Ich erinnere mich nicht mehr, wer, außer einem Mädchen, das sich wie ein Äffchen ans Pferd klammerte, noch auftrat. Den Clown aber habe ich nicht vergessen. Er schlurfte in einem schlappenden Anzug, mit zu großen Latschen und zu kleinem Hut, in die Manege, brachte nichts mit als eine kaum daumenlange Mundharmonika. Er spielte mit ihr, ehe er auf ihr spielte. Er führte sie vor, sie verlor sich in seinen Taschen, rutschte durch die Hosenbeine und als er sie, nach größtem Umstand, zu dem breiten weißen Mund führen wollte, verschluckte er sie. Er krümmte sich; man konnte den Weg der kleinen Harmonika verfolgen, wie sie sich erst im Schlund verklemmte, der Clown fürchterlich würgen mußte, wie er sie mit krampfen-

den Schlucken die Speiseröhre hinuntertrieb und wie sie mit einem hörbaren Plumps im Magen landete. Der Clown gab sich nicht zufrieden, denn er wollte doch musizieren. Deshalb rührte er den Bauch wie eine Tänzerin und auf die wunderbarste Weise begann die Mundharmonika im Leib des dummen Augusts zu spielen. Erst ganz leise; allmählich schwellen die Töne an. Das ist meine Leib- und Magenmusik, sagte er zum Schluß, machte eine tiefe Verbeugung, schluckte sehr laut, und die Harmonika fiel ihm aus dem Mund. Wir klatschten.

Vater meinte, der Clown habe gemogelt, er habe die Mundharmonika immer zwischen den Lippen gehabt, uns mit seinen Faxen nur abgelenkt. Ich glaubte ihm nicht. Nein, nein, der hat im Bauch gespielt. Das geht doch nicht, sagte Mutter. Ich bestand darauf, daß ein Clown, dieser Clown, es kann.

Auf der Heimfahrt versprach Vater uns einen richtigen Zirkus. Demnächst gastiere Sarrasani in Chemnitz; da gebe es nicht nur Pferde und Clowns, sondern Löwen, Zauberer und fliegende Menschen zu sehen.

Die Mundharmonika entdeckte ich in einem Schau- fenster. Sie lag armselig zwischen Spielzeug, fiel sicher niemandem sonst auf. Sie glich, fand ich, ganz und gar der des Clowns. Ich wünschte mir nichts anderes als sie, nur traute ich mich nicht, Mutter um das Geld zu bitten. Bei Vater hätte ich es gar nicht erst versucht. Manchmal war er freigebig, hatte, wie er von sich sagte, die Spendierhosen an, manchmal